

schaft bekannt."

braunen Ar-
ßt dem Vater-
— lahmt! Der
weiterhinfaktei,
letzten viertzehn
er zu Arbeits-
auf des Führers

naur Hör-
t!"
Gabe, ist will-
n, wenn er nur
ein paar Pfen-
Tropfen ein

und Fabriken
ihn einen Geld-
schon so lange
gehört hätten!
Er war auf
die Feder nicht
weil sie so hau-
aber so arm,
lassen muß, so
Deutschland ist
führt!

Altar des
walt, ein Kriegs-
, die Arme
Volkes wir Sol-

nen nationalen
ches ihre Gaben
letztes Bettuch
auch heute wie-

der „Deutschen
Er war auf
zitternd
Papier ist
großsprecherische
alte Frau:
gar kein Geld,
gebe diese zwei
Mühen abge-
ge, der einzige
über das ganze

es — weit wir

ar des Vater-
e Flamme der
Volkes.
Gaben eine

— —
es sind!

— gab er zur Antwort, daß der Sport, dem er hohes Alter und Gesundheit verdanke, nur ein einziger gewesen sei: überall, wo ich mich aufhielt, und zu allen Zeiten meines Lebens ging ich jeden Morgen um 7 Uhr zur hl. Messe. Einer französischen Zeitung, die ihn nach den Geheimnissen seines hohen Alters ausfragte, schrieb er: „Meine Antwort ist die eines Gläubigen, für den der Tod nur der Anfang eines neuen Lebens ist, die Morgendämmerung, die zur Morgentöte übergeht. Diese Ueberzeugung gibt der Seele tiefen Frieden, der erlaubt, glücklich alles zu genießen, was das Alter an Gutem und Schönem spendet, und zu arbeiten ohne Rast und freudig in eurem Berufe, bis Gott uns selber ruft: Jetzt ist es genug, mein Sohn."

Zurückgabe von kirchlichen Gütern an die polnischen Katholiken. Durch Klage des Bischofs von Podlachien wurde vor zwei Jahren die Herausgabe des 1875 bis 1880 von den Russen enteigneten Kirchenbesitzes in Ostpolen (Grundeigentum, Kirchen, kirchliche Gebäude) das damals der orthodoxen Kirche ausgehändigt wurde, verlangt. Nunmehr hat der Oberste Gerichtshof das endgültige Urteil gefällt: das Eigentumsrecht der katholischen Kirche wurde als bestehend anerkannt. Trotzdem wird die Kirche aus verschiedenen, vor allem praktischen Gründen nur einen kleinen Teil ihres früheren Eigentums auch tatsächlich wieder zurückfordern, bezw. zurückerlangen.

Aufstieg der katholischen Presse in Spanien. Der Druck, den die gewalttätigen Machthaber des heutigen Spanien auf die Kirche und die Katholiken ausüben, erzeugt notwendigerweise Gegendruck. Vielleicht liegt sogar die providentielle Bedeutung des spanischen Kulturkampfes darin, die Katholiken dieses Landes, die sich bisher allzu sehr auf die katholischen Traditionen und die katholische Staatsführung verlassen hatten, zu selbständiger katholischer Aktivität aufzurufen. Jedenfalls kann, wie aus einem Aufsatz des „Osservatore Romano" hervorgeht, beobachtet werden, daß die katholische Presse heute bei dem spanischen Publikum eine ganz andere Beachtung und Unterstützung findet als vor der Revolution. Manche Zeitungen konnten in den letzten Monaten ihre Auflage verfünffachen, ja sogar verzehnfachen. An der Spitze steht „El Debate", die zu der heute am stärksten verbreiteten Tageszeitung ganz Spaniens geworden ist. Sie erscheint im Umfang von zehn Seiten und in fünf Tagesausgaben; an Sonntagen hat sie einen Umfang von 24 Seiten und außerdem noch eine reich illustrierte literarische Beilage. Die Druckerei des Blattes konnte sich eine neue Rotationsmaschine neuesten Typs anschaffen, die in einer Stunde 14½ Tonnen Papier zu bedrucken vermag. Die zweite angesehene katholische Tageszeitung Spaniens ist „El Siglo Futuro"; sie erscheint gleichfalls in Madrid und gilt als das Organ der Traditionalisten. In früherer Zeit hatte dieses Blatt nur eine ziemlich beschränkte Abonnenten- und Leserzahl; im letzten Jahr vermochte es dagegen seine Auflage zu verzehnfachen und gleichzeitig seinen Umfang um zwei Seiten zu vergrößern. Im verflossenen Monat wurde das Verlagsunternehmen „Editorial Tradicionalista" mit einem Kapital von 5 Millionen Pesetas gegründet; dadurch ist die Zeitung „El Siglo Futuro" finanziell für die Zukunft sichergestellt. Auch die katholische Tageszeitung von Bilbao „Gazetta del Norte" und eine große Reihe katholischer Provinzblätter haben in den letzten Monaten einen bedeutenden Aufschwung erfahren. Dieser ist um so erfreulicher als die antiklerikale Regierung nichts unversucht läßt, um den katholischen Zeitungen das Leben sauer zu machen. Wenn diese Zeitungen irgend etwas veröffentlichen, das der Regierung nicht genehm ist, so werden sie zwar nicht verboten, aber mit hohen Geldstrafen — oft bis zu 10 000 Pesetas — belegt. Bisher fanden sich immer wieder katholische Wohltäter, die diese Strafsummen, die jedesmal sogleich erlegt werden mußten, zur Verfügung stellten.

Erlebnis der Güte / Von Werner Oellers

Seit 6 Uhr an diesem Morgen waren wir unterwegs, Jakob und ich. Nun war es 11. Wir waren von Hof zu Hof gegangen in dem weiten westpreußischen Land und hatten unsere jungen Kräfte angeboten, bei der Ernte zu helfen. Die letzten Groschen hatten wir zusammengekratzt, um von Danzig hierher zu kommen, nun ließen wir, halb ohnmächtig, herum und hatten Hunger. Immer und immer wieder versuchten wir es, immer und immer wieder schüttelten sie die Köpfe. „So, Sie sind Studenten? Aber warum fahren Sie nicht nach Hause? Es sind doch Ferien." Wir erzählten es ihnen: Daß dort, wo unser Zuhause ist, jetzt, im Jahre 1923, alles tot und erloschen sei, daß die Menschen tatenlos, sinnlos umherliefen zwischen den drohenden Bajonetten fremder Herren, verzweifelt und ohnmächtig, daß kein Rad sich mehr drehe und überall Hunger sei, daß wir kein Geld mehr hätten, zu fahren, und wir wahrscheinlich auch gar nicht einmal hereingelassen werden würden in das besetzte Gebiet, in unser Land — —. Ja, es sei schlimm, sagten sie, sehr schlimm. Es tue ihnen leid, sagten sie, wirklich. Aber vielleicht drüben der Nachbar —? Und sie wiesen mit der Hand irgendwohin.

Und dann waren wir wieder allein, Jakob und ich, und sahen uns an. Und wir wußten nicht, sollten wir nun vor Wut die Fäuste schütteln oder sollten wir vor Wut zu heulen beginnen — oder vor Hunger? Warum, Herrgott, fragte uns denn keiner, ob wir denn nicht ein Stück Brot haben wollten, ein einfaches, trockenes Stück Brot? Oder einen Schluck Kaffee gegen den quälenden, brennenden Durst? —

„Ich bettele nicht", sagte Jakob, und in seiner Stimme war etwas von der Unwiderruflichkeit, Starrheit und Unerbittlichkeit, wie sie Narren eigen sein kann. „Eher falle ich hier um und vergehe. Es läßt sich gut modern auf dieser Erde, und die Knochen werden schön bleichen in dieser Sonne. Dann sollen alle es wissen." Zwar war ihm dieser Ironismus nicht eigentlich ernst, aber er scherzte auch nicht, und ich verstand ihn wohl. Schon viel Gram und Erbitterung hatte sich angesammelt in unseren jungen Seelen, in einer Zeit, da die einen praßten, die anderen verhungerten. Da wir aus dem Rheinland im Belagerungs- und Hungerzustand durch das jazztanzende Berlin gekommen waren und durch die mondänen Bäder auf Usedom, in denen die Lichter der Bars und der Dielen, der Cabarets und Varietés keine Nacht verlöschten. Es gehörte nicht viel mehr dazu, wahrhaftigen Gott, das Maß voll zu machen. — Und nun waren wir fünf Stunden unterwegs, erbarmungslos sengte die Julisonne auf die schattenlose Landschaft, und seit dem Vortage hatten wir nichts gegessen. Ja, wenn es vierzehn oder wenigstens acht Tage später gewesen wäre! Dann hätten wir uns Aehren pflücken und die Körner verspeisen können, und vielleicht wären wir dann auch schon einem vereinzelten, halbreifen Apfel begegnet. Wir hätten uns nicht gescheut, ihn zu nehmen, auch jenseits der Zäune. Aber zu betteln, zu sagen: wir haben Hunger — das vermochten wir nicht, das hätte uns erdrückt, unseren Geist und unsere Seele, wie der Hunger jetzt unseren Leib. Konnten wir ahnen, daß zehn Jahre später die Welt es soweit gebracht haben würde, daß zehntausende arbeitsgieriger, starker Menschen auf den Straßen liegen würden wie wir, daß es noch nachgerade ein Beruf werden würde, von Haus zu Haus zu gehen und des Lebens Notdurft zu erbitten? Wir konnten es nicht ahnen.

Wir gingen, wir schlichen, wir wankten weiter über die Landstraße. „Es geht nicht mehr", sagte ich, „wir wollen rasten." Wir setzten uns in Gras einer Wiese und blickten mit müden, erloschenen Augen um uns. Ganz seltsam erschien uns die Welt, das weite, unendliche Flachland, abweisend und feindlich. Ein paar hundert Meter weg von uns lag ein kleines, ärmliches Häuschen, in dem wohl ein Instmann mit seiner Familie hauste, arme Leute, die nichts hatten und zeit ihres Lebens nichts haben würden als das tägliche Brot. Aber sie hatten es, und sie hatten auch gewiß ein Plätzchen, das kühl war und geschützt vor den Strahlen der Sonne. Und vielleicht waren sie zufrieden, diese Menschen, glücklicher und stiller in ihren Herzen, als die aus den Städten es sein könnten. Wie gut müßte es sich hier leben lassen, dachte ich, wenn man nur wollte! Unsere Gedanken liefen zurück zu vergangenen Stunden der Stille und Ruhe, der Anspruchslosigkeit, Sorglosigkeit und Heiterkeit unserer Kinderjahre, des Träumens und des Versunkenseins. „Du", sagte Jakob leise in das Schweigen hinein, „ich wollte, ich wäre zu Hause." Ich antwortete nicht, aber ich verstand ihn gut. Immer weiter entflohen unsere Gedanken, immer höher, immer luftiger, immer bodenloser tummelten sie sich, wurden ferner und unwirklicher, verschwommener und sehnsüchtiger, und dann verloren sie sich ganz — —.

Als wir wach wurden, stand eine Frau neben uns. Eine Arbeitsfrau in grobem, vielfach geflicktem Kleiderzeug. Am Arm trug sie einen Einkaufskorb, und ihr Fahrrad lag im Rasen des Straßengrabens. Wir erschraken fast, so überrascht waren wir. Aber es war weniger die Erscheinung der Frau, die uns überrumpelt hatte, als der unerwartete Tiefstand der Sonne, die dem Horizont schon sehr nahe war und jetzt, schon ganz mild und sanft, eine stille, versonnene Melancholie auf der Erde verbreitete. Noch waren wir nicht ganz zu uns gekommen, als die Frau uns schon ansprach. „Ihr habt Hunger?" sagte sie und sah uns mit forschenden, mitleidigen Augen ins Gesicht. Sprachlos blickten wir einander an. Die Frau und wir, Jakob und ich. — „Nein", sagte Jakob, in seiner Stimme war etwas wie Angst, und er war ganz rot im Gesicht. „Wie kommen Sie — —." Fast zornig unterbrach ich ihn. „Jawohl", sagte ich heftig, „wir haben Hunger, liebe Frau — ganz — entsetzlichen — Hunger — haben — wir — —." Ganz außer mir, den Tränen nahe, einen Taumel wirbelnder Gefühle von Verbitterung, Wut, Gram, Hoffnung, Dankbarkeit in mir, stieß ich es hervor. Wir saßen immer noch an der Erde, und vor uns stand die Frau und sah mit rührend weichen, mütterlichen Blicken auf uns herab. „Dann kommt", sagte sie halblaut, „was wir haben, sollt auch ihr haben." Wir sahen uns an, Jakob und ich, dann standen wir mechanisch auf, ohne zu überlegen, ohne ein Wort zu sagen, und gingen mit ihr in die ärmliche Hütte. Sie war allein zu Hause, der Mann und die Kinder waren auf dem Hof. Sie schnitt Brot, sie melkte die Kuh, sie kochte Kaffee und stellte dazu Butter und Käse auf den Tisch. Still und schweigend, noch ganz benommen und verwirrt, ließen wir alles geschehen, still und schweigend, gierig begannen wir zu essen. Auch die Frau sagte kein Wort. Sie saßen neben uns am Tisch und sah uns zu mit glücklichen Augen, in denen ein Schimmer von Wehmut und Trauer zu lesen stand. Dann stand sie plötzlich, ohne besonderen Anlaß, auf und fing an, sich etwas zu schaffen zu machen und auf dem Herd herumzuhantieren. Auf einmal sagte sie halblaut in den Raum, ohne sich uns zuzuwenden, und ihre Stimme zitterte ein wenig: „So einen, wie Ihr seid, hatte ich auch. Er ist 1918 in Frankreich gefallen." Als sie sich umdrehte, sahen wir, daß ihre Augen voll Tränen standen.

Wir blieben die Nacht über bei ihnen. In Wolldecken verpackt, die sie von ihren Betten zusammengeholt hatte, schliefen wir auf dem Boden der Stube. Am andern Tage fanden wir Arbeit bei ihrem Brotherrn. — — —

Zwischen meinen alten Papieren liegt ein Brief, den sie uns schrieb, nachdem wir, fast ein halbes Jahr später, den alten Leutchen aus der Ferne unser beider Photographien geschickt und unsere Dankesschuld getilgt hatten. Es ist ein Brief ohne Stil, ohne Interpunktion, ohne ein orthographisch richtiges Wort, in unbeholfenen, mühselig gemalten Schriftzügen. Aber es ist ein Brief, der mit seinem schamhaft verhaltenen Ausdruck von Schlichtheit, Geradheit und Herzensgüte Millionen sprach- und formgewandteste Zeitgenossen beschämt. Manchmal, wenn es mich anwandelt, an den Menschen zu verzweifeln, hole ich ihn hervor. Es gibt wenig, was in trüben Stunden mehr hilft als ein solcher Brief und eine solche Erinnerung.

Nummer 37 Witten, den 10. September 1933 14. Jahrgang

Erholungsstunden

für das christliche Volk

Wochenbeilage zur Wittener Volkszeitung

Erneute Mahnungen zur Buße

Erläuterungen zum Lukas-Evangelium 13, 22—35

Und er wanderte durch Städte und Dörfer, indem er lehrte und seinen Weg nach Jerusalem fortsetzte. Da sprach jemand zu ihm: Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden? Er aber sagte zu ihnen: Ringt danach, einzugehen durch die enge Pforte; denn viele, sage ich euch, werden suchen hineinzukommen und es nicht vermögen. Wenn der Hausherr sich erhoben und die Tür abgeschlossen hat, und ihr euch dann daran macht, draußen zu stehen und an die Tür zu klopfen und zu sagen: Herr, Herr, öffne uns! — dann wird er euch antworten und sagen: Ich weiß nicht, woher ihr seid. Dann werdet ihr anfangen, zu sprechen: Gegessen haben wir mit dir und getrunken, und auf unseren Straßen hast du gelehrt! Doch er wird sprechen: Ich sage euch, ich weiß nicht, woher ihr seid; weicht von mir, alle ihr Täter der Ungerechtigkeit! Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein, wenn ihr Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes sehen werdet, euch selbst aber hinausgeworfen. Und sie werden kommen von Osten und Westen und Norden und Süden und zu Tische sitzen im Reiche Gottes. Und siehe, es gibt Letzte, die Erste sein werden, und es gibt Erste, die Letzte sein werden.

An demselben Tage kamen einige Pharisäer zu ihm und sagten: Geh weg und ziehe fort von hier, denn Herodes will dich töten! Da sprach er zu ihnen: Geht und saget diesem Fuchs: Siehe, ich treibe böse Geister aus und vollbringe Heilungen heute noch und morgen, und am dritten Tage werde ich vollendet. Doch muß ich heute und morgen und am folgenden Tage wandern; denn es geht nicht an, daß ein Prophet umkomme außerhalb von Jerusalem. Jerusalem, Jerusalem, daß du die Propheten tötest und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Vogelmutter ihre Brut unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt! Siehe, euer Haus wird euch verlassen werden. Ich sage euch aber, ihr werdet mich nicht mehr sehen, bis die Zeit kommt, da ihr sprecht: Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!

Mehr und mehr wird klar, daß die Juden in ihrer übergroßen Mehrheit sich dem Evangelium verschließen und Jerusalem dem Untergang verfallen ist. Immer stärker tritt in den Reden Jesu der Schmerz um dieses Ende seiner Mühen um das auserwählte Volk hervor, immer dringender werden seine Mahnungen, die noch gegebene Frist zum Heile zu nutzen.

Von der engen, bald verschlossenen Pforte.

Eines Tages richtete jemand die Frage an ihn, wie es um die Zahl der zum ewigen Leben Geretteten stehe; offenbar hatten die ernsten Mahnreden des Heilandes sein Herz beklommen gemacht. Aber Jesus geht auf seine Frage nicht ein, weil ihre Beantwortung von keinem Nutzen wäre, wie er auch früher zwecklose Fragen abgelehnt hat. Was wäre denn für den Fragenden oder sonst jemanden gewonnen, wenn er die Zahl der Auserwählten wüßte? Auch dann bleibt die Aufgabe unverändert, mit aller Kraft danach zu streben, daß man selber in diese Zahl eingereiht werde. So lenkt denn Jesus das Augenmerk des Fragenden nicht nur, sondern aller Zeugen dieser Frage von zwecklosem Grübeln ab auf die Tat, die der Augenblick fordert. Mit einem allen bekannten Bilde, in dem das Reich Gottes mit einem Gastmahl verglichen wird, gibt Jesus zwei überzeugende Gründe an, um deretwillen Anspannung aller Kräfte auf das eine Ziel, das Heil der Seele, geboten ist. Einmal ist die Pforte, die zum Himmel führt, eng; man muß schon einige Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen, wenn man hindurchgehen will. Zum andern aber muß man bedenken, daß diese enge Pforte einmal verschlossen werden wird, und zwar für immer; wer zu spät kommt, ist für alle Ewigkeit vom himmlischen Gastmahl ausgeschlossen.

Das wird einmal eine böse Ueberraschung werden, wenn Gott, der Hausherr, die Tür verschlossen hat. Es ist vorauszusehen, daß dann noch viele kommen und um Einlaß pochen werden, auch viele von den Leuten, die jetzt Jesus reden hören. Mit Staunen und Schrecken werden sie dann vernehmen, daß sie dem Herrn des Hauses gänzlich fremd sind, also nichts bei ihm zu suchen haben. Es wird ihnen nicht im mindesten nützen, wenn sie sich darauf berufen, daß sie doch mit ihm gegessen und getrunken und seine Predigt gehört haben. Eine solche rein äußerliche Gemeinschaft mit dem Herrn schafft noch keine Verbindung mit ihm. Das kann allein die Erfüllung seiner Mahnungen bewirken, nicht das bloße Anhören; wer aber dennoch in der Sünde verblieben ist, muß wissen, daß er von Gott für immer zu weichen hat an jenen Ort, da Heulen und Zähneknirschen ist. Die leibliche Abstammung von Abraham ist noch keine Garantie der Auserwählung; während die Patriarchen und Propheten ins Reich Gottes eingehen, kann es ihren Volksgenossen widerfahren, daß sie hinausgeworfen werden. Ja, noch mehr werden die jetzt auf ihre vermeintliche Auserwählung Pochenden in Staunen geraten, wenn sie sogar die verachteten Heiden aus allen Weltgegenden am Mahle Gottes teilnehmen sehen, während sie selbst ausgeschlossen bleiben. Noch sind sie die Ersten, weil Gott dem Volke Israel in einzigartiger Weise seine Gnade erzeigt hat, am wunderbarsten gerade jetzt, da er seinen Sohn zuerst zu diesem Volke reden läßt; aber es kommt eine Zeit, da die Rangordnung umgekehrt wird; wer dann aber als Letzter kommt, soll jetzt schon wissen, daß er zu spät kommen wird.

Wenn der Heiland in dieser Weise seinen Zeitgenossen das Vertrauen auf äußere vermeintliche Bürgschaften des Heils zu nehmen sich bemüht, gibt er nicht bloß jüdischem Selbstvertrauen den Todesstoß. So verkehrt es war, die Zugehörigkeit zum Volke Israel und die Teilhabe an Gottes Gnadenerweisen als Heilsgarantie zu betrachten, so falsch wäre es vom Christen, wollte er sich des Besitzes sicherer Bürgschaften rühmen, die ohne Anspannung der eigenen Kräfte das Heil der Seele schenkten. Alle Gnadenmittel vermögen nicht die eigene Mitwirkung mit ihrer Gotteskraft zu ersetzen; vergäße der Christ das, so würde der jetzt ihm geschenkte Gnadenvorrang vor allen anderen Menschen beim Gerichte seine Schuld noch schwerer machen, ihn erst recht vom ersten Platz auf den allerletzten verweisen, der aber nicht mehr im Himmelreiche zu finden wäre.

Abweisung einer Drohung des Herodes.

An demselben Tage — so berichtet der heil. Lukas hier mit auffallender Genauigkeit, im Gegensatz zu seiner sonstigen Darstellungsweise innerhalb des Reiseberichtes — kommen einige Pharisäer zu Jesus, deren Rolle nicht recht durchsichtig ist. Sie geben sich den Anschein, dem Meister einen wohlgemeinten Rat geben zu wollen; aber es ist kaum glaubhaft, daß er ehrlich gemeint war. Daß sie im Auftrage des Herodes selbst kamen, nicht etwa hinter seinem Rücken, scheint auch die Antwort Jesu anzudeuten, die er sie selbst dem Herodes überbringen heißt. Wir wissen nicht, weshalb dem Herodes daran liegen konnte, Jesus außerhalb der Grenzen seines Gebietes zu wissen; daß er vor Mord nicht zurückscheute, wenn es einen unbequemen Mann wegzuschaffen galt, hatte er doch durch die Hinrichtung des Täufers gezeigt. Genug, er muß aus irgendeinem Grunde Jesus haben entfernen wollen. Der Heiland antwortet seinen Beauftragten mit ruhiger Würde. Daß er seine List durchschaut, macht er durch den Titel klar, den er ihm gibt. Im übrigen läßt er ihm sagen, daß er noch eine bestimmte Zeit fortfahren werde, zu tun, was er bisher getan, bis er durch Tod und Auferstehung zur Vollendung komme, unbekümmert um jegliche Drohung und Gefahr; denn sein Schicksal wird nicht durch irgendeinen kleinen irdischen Machthaber, sondern durch den Willen des Vaters bestimmt. Freilich wird er auf Wanderung gehen, und das bald; aber nicht um dem Tode durch des Herodes Hand zu entfliehen, sondern um ihn zu suchen in Jerusalem. Denn — so begründet der Herr diese Absicht mit trauervoller Ironie — die Stadt hat schon so viele gottgesandte Männer in ihren Mauern eines gewaltsamen Todes sterben sehen, daß sie allmählich ein Recht darauf hat, daß alle Propheten in ihr und durch sie umkommen; so will denn auch er selbst ihr dieses Recht zukommen lassen.

Festkalender

(Zum Gebrauch des Schott'schen Meßbuches. Die Seitenzahl ist nach der 35. Auflage angegeben.)

10. Sept.: 14. Sonntag nach Pfingsten. S. 591. 2. Gebet zum hl. Nikolaus von Tolentino. S. 911. Aeußere Feier des Festes Mariä Geburt. Das Hochamt kann von diesem Feste gelebriert werden. S. 908. 2. Gebet vom Sonntag. S. 591. 3. Gebet zum hl. Nikolaus. S. 911.
11. Sept.: Protus und Hyazinthus. S. 912. 2. Gebet zu allen Heiligen. S. [113]. 3. Gebet nach freier Wahl.
12. Sept.: Fest des hl. Namens Mariä. S. 912.
13. Sept.: Vom Tage. Messe vom Sonntag. S. 591. 2. und 3. Gebet wie am 11. September.
14. Sept.: Fest Kreuzerhöhung. S. 914.
15. Sept.: Fest der Sieben Schmerzen der allerseligsten Jungfrau Maria. S. 915. 2. Gebet zum hl. Nikodemus. S. 916.
16. Sept.: Kornelius und Cyprian. S. 916. 2. Gebet zur hl. Euphemia usw. S. 917. 3. Gebet zu allen Heiligen. S. [113].

Am 11., 13. und 16. September darf eine Votivmesse zelebriert werden.

Der Name Jerusalems bewegt den Herrn zu schmerzlicher Klage. Wie ein Vogel, der eine Gefahr nahen sieht, seine Jungen mit den Flügeln deckt, so hat er sich immer und immer wieder bemüht, Jerusalems Kinder um sich zu scharen und ihnen den Weg des Heils zu weisen; umsonst. So wird denn der göttliche Schutz der Stadt entzogen und sie ihrem Schicksal überlassen werden. Den Herrn, den sie mordeten, werden die Juden erst am Ende der Tage wiedersehen, wenn er zum zweiten Male auf die Erde herniedersteigt. Dann werden sie alle, ob sie wollen oder nicht, ihm als dem im Namen des Herrn Kommenden huldigen; aber zu spät werden ihn dann jene anerkennen, die sich ihm bei seiner ersten Offenbarung versagten.

Prof. Dr. Schäfer.

Die Heiligen der Woche

Der Heilige Theodard (Diethard, 10. Sept.) war der Sohn eines fränkischen Grafen. Sein Lehrer und Führer auf dem Wege zu einem vollkommenen Leben war der hl. Remaklus. Dieser veranlaßte auch, daß ihm die Leitung der Klöster Stablo und Malmedy übertragen wurde. Nach dem Tode des hl. Remaklus wurde er Bischof von Maastricht. Seine größte Sorge war die Erziehung guter Priester. Unter seinen Schülern befand sich auch der hl. Lambert. Als Theodard die Kirchengüter zurückforderte, die von den Großen des Landes geraubt waren, begann für ihn sein Kreuzweg. Vor den Umtrieben der Gegner mußte er schließlich beim König Childebart II. Schutz suchen. Auf der Reise zu ihm wurde er von seinen Feinden in der Nähe von Speyer um 668 auf ganz grausame Weise ermordert. Sein Leichnam wurde zerstückelt. Die zerstreuten Gebeine sammelten seine Freunde und setzten sie in Lüttich bei.

Der Name Aemilian oder in der bei uns gebräuchlichen Form Emil kommt etwa 20 Heiligen zu. Gewöhnlich wird der Heilige Emil des 11. September als Namenspatron genommen. Dieser war Spanier von Geburt und entstammte einer armen Familie in Arragonien. Wegen seiner besonderen Begabung nahm sich der Bischof des Knaben an und ebnete ihm den Weg zum Priestertum. Um sich den Ehren, die ihm zuteil wurden, sowie den Lockungen der Welt zu entziehen, ging Emil nach Italien und führte dort 40 Jahre das Leben eines Einsiedlers. Je ferner er sich den Menschen hielt, um so näher kam er Gott. Schließlich konnte aber der Ruf seiner Heiligkeit nicht mehr verborgen bleiben. Das Volk erbat sich den heiligen Mann zum Bischof von Vercelli in Oberitalien. So war sein Licht auf den Leuchter gestellt zum Segen seiner Herde und zur Ueberwindung der geistigen Finsternis, die von den Irrlehrern jener Zeit ausging. Anfang des 6. Jahrhunderts durfte der getreue Diener in die Freude seines Herrn eingehen.

Der hl. Lambert (12. Sept.) war der Sohn einer adeligen Familie der Niederlande. Bischof Theodard von Maastricht war sein Lehrer. Nachdem dieser einem Mord zum Opfer gefallen, wurde Lambert sein Nachfolger. In der unruhigen Zeit, die damals das Frankenland auftrete, hatte der Bischof viel zu leiden unter den politischen Kämpfen. Er wurde sogar vertrieben und verbrachte sieben Jahre wie ein einfacher Mönch im Kloster. In dieser Zeit war sein Bistum gänzlich verwüstet worden. Als Pipin von Heristall zur Herrschaft kam, durfte Lambert zurückkehren. Mit erneutem Eifer widmete er sich seinem hohen Amte und half noch dazu seinem Freunde Willibrord bei der Missionspredigt im benachbarten heidnischen Seeland. Als aber Lambert gezwungen war, Pipia wegen eines Aergernis erregenden ehebrecherischen Verhältnisses zu einem Weibe zu tadeln, zog er sich den Haß dieser Frau zu. Auf dem Kirchwege in der Nähe von Lüttich ließ ihn das beleidigte Weib ermorden. Betend für seine Feinde empfing der hl. Lambert den todbringenden Pfeil.

Im Hause frommer Eltern war die hl. Notburga (13. Sept.) in Gottesfurcht und Arbeitsamkeit herangewachsen. Mit 18 Jahren trat sie auf dem nahen Schloß Rothenburg in Tirol einen Dienst in der Küche an. Den alten Rittersleuten war Notburga die Perle eines Dienstboten. Daher überließen sie auf dem Sterbebette ihrem Sohne und seiner Gattin die treue Magd mit den besten Empfehlungen. Allein der neuen Herrin paßte es nicht, daß Notburga so viel an Arme verschenkte, wenn auch die gute Seele diese Gaben sich von ihrem eigenen Anteil an Speis und Trank absparte. Schon sollte die Magd entlassen werden, da kam über die Hausfrau eine schwere Krankheit. Die Heilige übte ihre Rache dadurch, daß sie alle erlittenen Bitterkeiten vergaß, die Herrin mit großer Liebe pflegte und unaufhörlich für ihre Sinnesänderung betete. Sie hatte den Trost, daß die Kranke eines christlichen, erbaulichen Todes starb. Nach dem Leichenbegängnis verließ Notburga das Schloß und nahm Dienst bei einem Bauern in Eben. Ihr Leben blieb auch hier der Arbeit und Frömmigkeit gewidmet. Ihr Lieblingsplätzchen wurde die Rupertuskapelle. Als sie einst am Vorabend eines Festes gegen die Abmachung noch nach der Vesper auf dem Felde arbeiten sollte, hängte sie zum Zeichen ihres guten Rechtes die Sichel in die Luft, wo sie zum Entsetzen aller hängen blieb. Inzwischen hatte der Herr von Rothenburg erkannt, daß mit dem Fortgang der treuen Dienerin auch der Segen aus seinem Haus gewichen war. Er bat sie, wieder in seine Dienste zu kommen, und 19 Jahre lang lebte Notburga noch als Magd auf dem Schlosse. 1313 entschlief sie im Herrn. Sie wird verehrt als Patronin der Dienstboten.

Die selige Imelda (Irmhilda, 15. Sept.) entstammte der gräflichen Familie Lambertini zu Bologna in Italien. Ihre Kindheit war umgeben von Glück und Reichtum, allein das Herz des Mädchens kannte keine größere Freude als Gott und das Gotteshaus. Nach der Sitte der damaligen Zeit brachten die frommen Eltern die neunjährige Imelda in das Kloster der Dominikanerinnen, damit sie sich dort für das spätere Ordensleben vorbereite. Die kleine Probeschwester nahm es sehr ernst mit allen Verpflichtungen des klösterlichen Lebens. Der Heiland im Sakrament war ihr unsichtbarer Lehrmeister und der Tabernakel der Mittelpunkt ihrer Gedanken. Im Alter von 12 Jahren 1333, am Tage der ersten hl. Kommunion, starb das Kind, mehr von Liebe als von Krankheit verzehrt. Imelda gilt als Patronin der Erstkommunikanten.

Von 251—253 führte der hl. Cornelius (16. Sept.) den Hirtenstab des hl. Petrus. Von ihm stammt ein Erlaß, daß abgefallene Christen, die reumütig zurückkehrten, in die Kirche wieder aufgenommen werden können. Herzliche Freundschaft verband den Papst mit dem hl. Cyprian (14. Sept.), Bischof von Carthago, der 258 die Krone des Martyriums durch das Schwert erlangte. Die Namen beider Heiligen stehen auch zum ewigen Gedächtnis nebeneinander im Kanon der hl. Messe. Da Cornelius während seiner Regierung viel zu leiden hatte und kämpfen mußte gegen innere und äußere Feinde der Kirche, war ihm diese freundschaftliche Stütze ein großer Trost. Im Verein mit anderen Blutzeugen starb auch Cornelius eines rühmlichen Martertodes. Cornelimünster bei Aachen, eine ehemalige Benediktinerabtei, bewahrt als kostbare Reliquie das Haupt des Heiligen.

F. P.

Christliche Hausvaterlehre

Das Septemberkapitel: „Mensch, trag den Garten dir ins Haus!"

In unseren Breiten ist der September oftmals sehr schön. Nicht so lähmend heiß wie die Monate des eigentlichen Hochsommers, nicht so unberechenbar wie der vielgeschätzte Lenz, atmet der September durchweg einen süßen, warmen Waldesodem aus, in dem es so anheimelnd nach Tannenharz, Stoppelfeld und reifenden Aepfeln riecht . . Aber unversehens, mitten im behaglichen Genuß dieser milden Zwischenpause von Sommer und Herbst, kann einen wohl ein feindlich rauhes Lüftchen anwehen; es dunkelt früh, die Abende sind schon recht kühl, jeder Windstoß treibt raschelndes Laub zu Haufen, und über den fernen Bergen wölkt schon die unnennbare Schwermut des Todes. Worte wie Feierabend, Friede, Schlaf und Heimat gewinnen über Nacht einen neuen Ton, in dem ein feiner Schmerz zittert. Lange zieht das sehnende Auge den abwandernden Schwalben nach, und jedem Herzen wird auf einmal der Ruheplatz am Herd, der Lampenschimmer und des liebsten Menschen Umarmung so teuer, als wäre dies alles ganz neu; geheime Unrast treibt ihn, sich dieser kleinen Seligkeiten eilends zu versichern, bevor sie ihm völlig entglitten . . .

Aus der Oeffentlichkeit des Sommers wendet sich der Mensch in die Kleinwelt seiner Familie zurück. Ein wenig geschämig, gar reuig; denn muß man sich nicht zunächst wieder in- und zueinanderleben? Möchte man nicht die ganze sonnenselige Außenwelt mit ins Haus nehmen? Dieser Rückzug ist zudem gar nicht einfach; es muß eben wieder gelernt werden, beengten Luftraum mit anderen zu teilen, Stimmstärke und Anteil am Arbeitsplatz nach der Zahl und den Bedürfnissen der Mithausenden zu regeln — welche Charakterprobe für den Mann und Hausvater!

Wir sehen das Leben nicht durch verfälschende romantische Brillen. Nur noch ein verschwindend geringer Bruchteil der Gesamtarbeit unseres Volkes vollzieht sich im biologischen Gleichtakt mit dem ewigen Rhythmus der Natur und des Jahres; den meisten Menschen, wage ich zu behaupten, macht sich der Lauf der Jahreszeiten überhaupt nur durch Störungen ihres Berufslebens bemerkbar: dem eingepferchten Büromenschen, dem der lachende Frühling vor seinen Fenstern die Frohn am Schreibtisch nur noch bitterer macht, dem Verkehrsbeamten, der Tag und Nacht durch alle Wetterlaunen hindurch muß, dem Industriearbeiter, der vor seinen Feuerlöchern das ganze Jahr kochenden Tropensommer hat . . . Und doch zögert die arme Menschenseele lange, lange, ehe sie sich gänzlich und endgültig von jeder Berührung mit der Natur löst; immer wieder hängt sie trauervollen Träumen um das verlorene Erdenparadies nach, und wäre es nur bei einem hastigen, seltenen Spaziergang, in einem Seeabenteuerbuch, vor einem Hochalpenfilm. Warum ist sich die Volksauffassung darin einig, daß gewissen Berufen etwas weihe-, ahnungs-, poesievolles anhafte, etwa denen des Landmannes, des Forstmannes, des Bergführers, des Hochseefischers, mögen diese selber nun das empfinden oder nicht? Man beneidet sie, nicht um eine (keineswegs vorhandene) besonders geringe Arbeitslast, sondern um ihre beglückende Nachbarschaft zum großen Herzen der Natur, und es sind die edelsten Kräfte des menschlichen Gemütes, aus denen dieser heilige Neid stammt . .

Der leidenden, entgüterten und entgotteten Zeit den Weg zurück zur Natur, näherhin zum Boden, und damit zu einer naturgetreueren, gottnäheren Lebensführung zu weisen, das ist die Forderung des Jahrhunderts. Nicht im täuscherischen Sinne des unernsten Schwärmers Rousseau, noch auch einem tändelnden, vor Schweiß und Schwielen die Nase rümpfenden Schäfertum zuliebe, am allerwenigsten um einem bis zur Stumpfheit übersättigten Großstädtertum zu neuen Sensationen und Modenarreteien zu verhelfen; ja, auch nicht allein aus freilich hochwichtigen wirtschaftlichen Erwägungen heraus muß eine breit umfassende Umpflanzung versucht werden, sondern ganz wesentlich aus der Erkenntnis heraus, daß ein Volk rettungslos verloren ist, das seinen Nährboden, seine Allmende, den Interessenten und Händlern überantwortet hat. Es versteht sich, daß eine solch gewaltige Umbettung nur in Generationen und nur unter einheitlich weiser Leitung geleistet werden kann. Auch ist es dabei selbstverständlich nicht auf eine ebenso gewalttätige wie fruchtlose Zertrümmerung unserer städtischen Industriekultur abgesehen, wie sie einige neuere Dichter voreilig prophezeiten, vielmehr wird sich, so hoffen wir, in einem bedächtig, doch kraftvoll geführten Entwicklungsgange vieler Jahre eine Neuadlung der Handarbeit vollziehen, wie sie die christliche Sozialphilosophie und Sozialpädagogik seit den Tagen des Zeltmachers Paulus und des Ackerbauers Benedictus unablässig gefordert und geübt hat: ein Wertaufstieg der bäuerlichen Mühsal durch Hineinbeziehung großer Jugendheere auch nichtländlicher Herkunft in sie, und dadurch wieder Rangerhöhung auch der technischen Handleistung des Fabrikarbeiters.

Werk von Geschlechtern! Werk von Millionen! Werk von Jahrzehnten! Aber vorbereitend, seelisch wie sächlich, an ihr mitzuwirken, dazu ist jeder Hausvater berufen, der christliche am ehesten! Und dazu ist kaum eine Zeit des Jahres so sinnvoll schicklich wie die, in der es den bedeutsamen Schritt vom Sommer zum Herbst macht! Der „Geist des Ganzen" kann ja nur aus der einzig wirklichen Ganzheit erwachsen, aus der totalen Welt des Glaubens. Eine Jungmannschaft, die allen Großstadtunflat und alle künstlich gezüchteten Großstadtbedürfnisse mit in die schuldlose Natur hinausnimmt, die sich nicht den ritterlichen Missionaren des 11. Jahrhunderts verwandt fühlt, und die nicht den weltgeschichtlichen Schauer eines „ver sacrum", eines „Opferfrühlings" um ihre Stirnen ahndet, — die ginge wahrlich besser weiterhin in den Strudeln der Gottlosigkeit unter! Nun kennen wir ja und bewundern den idealen Hochsinn unserer Jugend, der gewiß nicht von gestern ist und nicht nur bis morgen langt; Tausende schmachten danach, ihre Kräfte an denen der deutschen Erde zu messen, wohl, Heil ihnen, aber nur des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!

Worin besteht und äußert sich dieser Vatersegen?

Das ist zuvörderst eine früh begonnene Anleitung, die Natur, als das Gnadengeschenk Gottes, zu erkennen und zu lieben. Liest man etwa in den Aufzeichnungen des deutschen Geschichtsschreibers Ranke wie man um 1800 auf den damals berühmtesten höheren Schulen des protestantischen Deutschland die Schüler zwar mit dem klassischen Altertum bis in seine lächerlichsten Nebensächlichkeiten hinein bekannt machte, sie aber bewußt und geradezu ängstlich davor bewahrte, auch nur eine einzige Blume ihrer Heimat kennen zu lernen, so darf man darin die verderbliche Wirkung jenes falsch verstandenen, entchristlichten, liberalistischen Humanismus erkennen, der, von den Hochschulen ausgehend, weite Teile des Volkes mit Verachtung der Natur und der Arbeit an ihr verseucht hat. Ihm, dem leidigen Bildungsdünkel, der den Ehrennamen „Bauer" zu einem Schimpfwort gemacht hat, gilt schon seit langem der entschiedene Kampf aller christlichen Väter. Wir können nicht alle einen Garten haben oder gar einen Acker, den Vater und Sohn gemeinsam mit ihrem Feierabendschweiße düngen dürfen; aber alles natürliche Leben in Tier- und Pflanzenwelt zu lieben und zu pflegen, das läßt sich auch an einem bescheidenen Blumentopf oder einem Vogelnest lehren, und dazu bietet sich die Heimat selber als geräumige eintrittfreie, reich ausgestattete Schulstube an.

Das zweite „Vaterfach" ist sodann die Erneuerung der häuslichen Lebensgemeinschaft. Man weiß, wie schroff sich dem die gegenwärtige Ordnung oder Unordnung der Wirtschaft widersetzt. Sie hat längst jede Ehrfurcht vor natürlichen Werten und Rechten verloren; sie zerreißt und zerreibt die Familie, diese Wohnung Gottes unter den Menschen, mit schonungsloser Härte; das ist schon oft gesagt und beklagt worden. Umso mutiger muß ein Vater, der nicht bloß der „Haushaltungsvorstand" der Zähllisten sein will, retten, was noch zu retten ist! Es mag ihm, seiner eigenen Müdigkeit, Lebensunlust, oder auch nur Bequemlichkeit, manchmal hart ankommen; und doch wird es heranwachsenden Söhnen sicher nichts schaden, wenn sie z. B. liebreich genötigt werden, einen reichlichen Einblick in die tägliche, von ihnen gewohnheitsmäßig ohne Dank hingenommenen Arbeitsleistung der Mutter und Hausfrau zu werfen! Mancher Mann — seien wir ehrlich —, der in seinem Berufsverband, seiner Partei oder in seinem Verein recht kräftige Sprüche zu tun gewohnt ist, wird vor dem patzigen Auftreten seiner „reiferen" Jugend merkwürdig kleinlaut. Sich gar um ihr Innenleben zu kümmern, haben viele Väter, von üblen Erfahrungen abgeschreckt, früh aufgegeben oder bestenfalls dem „Herrn Präses" überlassen — wie naheliegend, aber wie falsch! Die Kirche hat immer betont, daß ihre Jugendvereine zwar eine — notwendige — Hilfe, doch niemals ein grundsätzlicher Ersatz für die ordnungsmäßige Familienerziehung sein sollen, die eine unabdingbare Pflicht der Eltern bleiben muß. Aber ein Vater guten Willens kann selbst unter den ungünstigsten Umständen sich den Garten ins Haus tragen, indem er durch Lehre und Beispiel seine Kinder mit dem ausrüstet, was die Zukunft von ihnen fordern wird: Fleiß, Ordnungssinn, Gehorsam, Pünktlichkeit, Verträglichkeit, Mäßigkeit in Speise und Trank, im Reden und Begehren, Achtung vor dem Nächsten, Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Mut und Treue, Frohsinn und Mildherzigkeit — ja, wo ein christlicher Vater waltet, da herbstelts nimmer; da ist ewiger Gartenlenz im Haus; und wäre dies „Haus" nichts weiter als die arme Wohnküche eines Erwerbslosen: auch aus diese führt ein Weg ins Freie, dorthin, wo das Bild des Gekreuzigten die Flur und ihre frommen Siedler segnet.

Aus Kirche und Welt

Die Caritas im Notwinter 1932/33. Augenblicklich sind die Vorarbeiten im Gange für die Winterhilfe in den kommenden Monaten, welche unter Führung der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (N. S. V.) von den Verbänden für die freie Liebestätigkeit ganz einheitlich und mit großem Nachdruck durchgeführt werden soll. Da liegt es nahe, auf die Ergebnisse der Sammeltätigkeit der katholischen caritativen Stellen im vergangenen Winter hinzuweisen, über welche jetzt die Zeitschrift „Caritas" eine Zusammenstellung bringt. Danach wurden von den caritativen Vereinen und Einrichtungen zusammengebracht: 755 772 Zentner Lebensmittel, 310 000 Zentner Kohle, 594 000 Kleidungsstücke, 85 200 Paar Schuhe, 124 041 Stück und 625 Zentner Wäsche, 84 400 Meter Stoff, 3,6 Millionen RM. Bargeld. Dazu kommen noch die Speisungen im Rahmen des Winterhilfswerks 1932/33: rund 19,6 Millionen. Sie verteilen sich auf Kinder in Familien (1 041 426), Kindergarten und Schulen (2 771 691), Anstalten (1 747 064), mitgegebene Mahlzeiten (937 916), Winterspeisestellen (908 702), Austeilen an Anstaltspforten (rund 12,2 Millionen). Dazu kommen noch 1 926 430 verbilligte Speisungen zu durchschnittlich 10—20 Pfg. Das bisher ermittelte Gesamtleistungsergebnis der katholischen Caritas in ganz Deutschland ergibt einen Wert von 12,3 Millionen RM., wovon 8,7 Millionen auf Sachwerte, der Rest auf Bargeldet entfällt. Diese Ziffern bedeuten aber nur ein Teilergebnis; nach den bisherigen Erfahrungen läßt sich nämlich nur ein Drittel bis die Hälfte des wirklich Geleisteten statistisch erfassen. Man muß also mit einem wirklichen Gesamtergebnis der caritativen Winterhilfsarbeit im Wert von 27—30 Millionen RM. rechnen.

Der Raphaelsverein für katholische Auswanderer gibt seinen Tätigkeitsbericht über das Jahr 1932 heraus. In diesem Jahre sind etwas mehr als 15 000 Personen aus Deutschland ausgewandert, unter welchen etwa 8000 Katholiken waren. In der Heimat sind Auswanderungswillige 12 845 mündliche und schriftliche Auskünfte gegeben. In 45 Arbeitsdiensten, in welchen sich viele auswanderungslustige Jugendliche befinden, sind Vorträge mit Lichtbildern gehalten und Auskünfte erteilt worden. In den Hafenstädten wurden für Auswanderer 330 Gottesdienste abgehalten. In Hamburg allein wurden 153 Auslandsvisa besorgt. Der Verein hat sich auch sehr um die Schiffsgottesdienste bemüht. Regelmäßig wurden 21 Altäre und 146 Meßkoffer bedient. Besonders wichtig, aber auch schwierig ist die Arbeit an den Hafenplätzen des Auslandes. Für diese Tätigkeit hat der Verein in Uebersee 56 Vertrauensleute und 120 helfende Priester. In Brasilien werden jetzt die Auswanderer ganz systematisch vom Hafen bis zum Siedlungsplatz geleitet, soweit es sich um bäuerliche und handwerkliche Auswanderer handelt. Das sind nur einige Angaben von der wichtigen und weitverzweigten Arbeit des Raphaelsvereins. Wir empfehlen allen Auswanderungswilligen, sich um Rat und Hilfe an diesen Verein zu wenden, dessen Hauptgeschäftsstelle sich in Hamburg 5, Große Allee 42, befindet.

Katholiken und deutsche Volkstumsarbeit im Ausland. Der evangelische „Reichsbote" hatte vor einigen Monaten behauptet, daß der deutsche Katholizismus habe in der Vorkriegszeit keinerlei Verständnis für die Notwendigkeit volksdeutscher Schutzarbeit im Auslande gezeigt. Die „Germania" erinnert diesem Vorwurf gegenüber an die Leistungen des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen, der in seinem Ziele immer einig war mit den großen protestantischen Hilfsvereinen. Das Blatt erinnert weiter daran, daß es ein katholischer Pfarrer war, Mitterer aus Proveis in Südtirol, der die Anfänge der Schutzarbeit und damit des Vereins für das Deutschtum im Ausland gelegt hat. Und wiederum war es eine katholische Organisation: der vom Bayernkönig Ludwig I. gegründete Ludwig-Missionsverein, welcher deutsche Volkstumsarbeit unter den nordamerikanischen Deutschen erfolgreich entfaltete, wobei Namen wie derjenige des Abtes P. Bonifatius Wimmer O. S. B. bis heute unvergessen sind. Ferner: die Heranbildung deutscher Ueberseemissionare im Seminar von Altötting, die Gründung von Benediktinerklöstern in USA., die Arbeit der 1829 gegründeten Leopoldinenstiftung und des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins sind Taten, die sich jeder protestantischen Unternehmung gleichwertig an die Seite stellen können. Weiter sei an das Wirken des Wolgadeutschen Bischofs Zottmann erinnert, der den priesterlichen Beruf gerade deshalb unter den abgetrennten deutschen Katholiken an der unteren Wolga ergriffen hat, um diesem Deutschtum religiös und volkstumsmäßig zugleich zu Hilfe zu kommen. Schließlich nennt die „Germania" die Volkstumsarbeit des deutschen Abtes Michael Kruse von der Benediktinerabtei in Sao Paolo und des vor drei Jahren in Posen verstorbenen Domkapitulars Klincke, dessen Name allein ein ganzes volksdeutsches Programm bedeutet. Jeder unvoreingenommen Urteilende muß die Erfolge anerkennen, die der schon genannte Reichsverband mit seinen mehr als 90 Schwesternorganisationen, der Kindheit-Jesu-Verein, der Bonifatiusverein und viele andere bereits vor dem Kriege für das Auslandsdeutschtum erreicht haben.

Ein christlicher Staatsmann. Der jüngst verstorbene ungarische Staatsmann Graf Albert Apponyi, dessen staatsmännisches Genie in der ganzen europäischen Presse gerühmt wurde, war eine ausgezeichnete eucharistische Seele. Alle acht oder vierzehn Tage ging er zur hl. Beichte bei den Jesuiten in Budapest. Als man ihn eines Tages nach den Ursachen seiner blühenden Gesundheit im hohen Alter fragte — er starb mit 87 Jahren